

**Thielmann, Winfried (2009): *Deutsche und englische Wissenschaftssprache im Vergleich. Hinführen – Verknüpfen – Benennen.*** Heidelberg: Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren (Wissenschaftskommunikation 3). ISBN 978-3-939381-11-2, 350 Seiten.

Der korpus-basierte Vergleich der deutschen und englischen Wissenschaftssprache von Winfried Thielmann beeindruckt durch seine methodisch transparente und akribische Vorgehensweise, seine theoretisch umfassende, vielfältige Fundierung sowie die konsequente Absicherung der Ergebnisse durch Abgleiche mit vorgängiger Forschung.

Ausgangspunkt der kontrastiven Untersuchung ist die Frage nach der Sprachgebundenheit wissenschaftlicher Erkenntnisse (einzelnsprachenunabhängig vs. -spezifisch) bzw. nach der Darstellbarkeit wissenschaftlicher Gedanken und Erkenntnisfortschritte in einer Sprache und die daraus resultierende Frage, mit welchen sprachlichen Mitteln und Verfahren englische und deutsche wissenschaftliche Autoren das Wissen ihrer Leser erweitern und umstrukturieren und ob sich hier systematische Differenzen nachweisen lassen.

Das Ziel der Untersuchung ist explizit nicht eine quantitative Erfassung von Differenzen hinsichtlich textueller Parameter, sondern der Versuch, „kognitive Differenzen“ (23) zwischen der deutschen und der englischen Wissenschaftssprache aufzuzeigen. Aus der Interpretation seiner Korpusanalysen leitet Thielmann dabei nicht nur sprachtheoretische Aussagen ab, sondern skizziert immer auch, was seine Ergebnisse praktisch für die wissenschaftliche Übersetzung (dt.-engl., engl.-dt.) sowie für die Verwendung des Englischen als fremde Wissenschaftssprache und als lingua franca bedeuten.

Grundlage des qualitativen Vergleichs ist ein Parallelkorpus aus insgesamt 22 wissenschaftlichen Artikeln, für das Thielmann aus elf verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen aus Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaft jeweils einen deutschen und einen englischen Paralleltext zusammengestellt hat (u. a. aus der Medizin, Phonetik, Musikwissenschaft, Ökologie, Altertumswissenschaft...). Hierbei beeindruckt, wie fachlich detailliert sich Thielmann in die unterschiedlichsten fachwissenschaftlichen Zusammenhänge eingearbeitet hat, um überhaupt erst die nötige Voraussetzung für die fundierten Analysen der Texte und sprachlichen Mittel zu schaffen.

Nach einer Darstellung des Forschungsstands zum Thema Wissenschaftssprache (v. a. bzgl. kontrastiv ausgerichteter Publikationen) sowie der Erörterung der Problematik quantitativ ausgerichteter Untersuchungen bzgl. der Aussagekraft und Interpretierbarkeit der Ergebnisse geht Thielmann die qualitative Analyse seines Korpus auf den Ebenen der Textart/Textstruktur, der sprachlichen Einzelhandlung sowie auf der Wortebene an. Bei aller Berechtigung der gut nachvollziehbaren Kritik an einer quantitativen Vorgehensweise muss bzgl. der Frage der Aussagekraft der Ergebnisse jedoch auch angemerkt werden, dass die Ergebnisse, die Thielmann später als durchaus allgemeingültig dargestellt, z. T. – angesichts der extrem detaillierten und weit ausholenden Mikroanalysen zwangsläufig – sehr exemplarisch verbleiben, denn er analysiert keine seiner Fragestellungen an allen 22 Korpustexten.

Die nun folgende Darstellung der wichtigsten Ergebnisse folgt der Gliederung der Arbeit:

In seinem zweiten Kapitel vergleicht Thielmann zunächst die Einleitungen deutscher und englischer wissenschaftlicher Artikel. Die Vergleichbarkeit wird durch den gemeinsamen Zweck der Textart, die Verortung neuen Wissens im Vorwissen des Lesers, gewährleistet. Thielmann unterzieht die Einleitungen einer detaillierten textlinguistischen Analyse unter Einbeziehung einer funktionalen Perspektive. Als Hauptunterschied ergebe sich, dass deutsche Einleitungen im Gegensatz zu englischen musterwissensbasierte Begründungsstrukturen

aufwiesen; sie seien nicht linear aufgebaut und böten daher dem Leser wenig Orientierung. Typisch für deutsche Einleitungen sei eine das Leseverstehen bearbeitende Struktur: Die sprachlich unverbundenen Assertionen und Listen, aus denen die Einleitung im Wesentlichen besteht, stellten ein hochgradig funktionales Gebilde dar, das auf mehreren Ebenen Leserwissen modelliere und bearbeite; das sprachlich nicht explizierte Verhältnis der Großsegmente zueinander erschließe sich dabei erst auf Basis von Musterwissen, d. h., beim Leser werde ein Musterwissen über die Struktur und Funktion von wissenschaftlichen Einleitungen vorausgesetzt, das das Erschließen und Verstehen erst ermögliche. Die Struktur der deutschen Einleitung, die Verstehen über mehrere Begründungsschritte hinweg argumentativ herstelle und auch eine begriffliche Modellierung des Leserwissens anstrebe, nennt Thielmann daher „hermeneutisch“. Englische Einleitungen hingegen seien weniger komplex und vielschichtig, sondern wiesen eine klar lineare Mikro- und Makrostruktur sowie starke Kohärenz auf. Sie seien jedoch nur für eine „enge community“ von Fachleuten mit ausreichendem Vorwissen konzipiert und verständlich; schon über enge Disziplinengrenzen hinweg werde die Verständlichkeit stark beeinträchtigt.

Als Konsequenz wäre es dysfunktional, deutsche Einleitungen ins Englische zu übersetzen; bei einer Übersetzung ins Englische müssten deutsche Einleitungen völlig neu, nämlich linear, konzipiert werden.

Im methodisch sehr gewissenhaft und kleinschrittig angelegten dritten Kapitel vergleicht der Autor die englische und deutsche Wissenschaftssprache auf der Ebene der sprachlichen Einzelhandlung anhand der „prototypischen Kausalkonjunktionen“ *weil* und *because*, die er unter kritischer Diskussion des Forschungsstandes in einem ersten Schritt innersprachlich von den jeweils bedeutungsverwandten Konnektoren *da/denn* bzw. *as/since/for* abgrenzt. Im Folgenden wird die generelle wie die wissenschaftsspezifische Funktionalität bei der Gedankenverknüpfung als korpusunabhängiges Potential der Konjunktionen ebenso untersucht wie die konkrete Funktion der mit ihnen realisierten sprachlichen Einzelhandlungen innerhalb der Korpus-texte. Im Fokus steht v. a. der (unterschiedliche) Zweck, zu dem die beiden Konjunktionen eingesetzt werden, insbesondere die Frage nach der Art der Wissensbearbeitung beim Leser, da Thielmann trotz einer weitgehenden semantischen und syntaktischen Übereinstimmung von *weil* und *because* nicht von einer Bedeutungsidentität ausgeht.

Die Herstellung der Vergleichbarkeit der beiden Konnektoren leistet Thielmann in mehreren Schritten: Zunächst bestimmt er die Funktionalität von *weil* anhand des deutschen Korpus, ehe er die englischen Korpus-Belege unter der Hypothese einer funktionalen Identität analysiert. Die sich hierbei ergebenden Differenzen werden schließlich auf die intendierten Zwecke bezüglich der Bearbeitung des Leserwissens bezogen. Abschließend verortet der Autor seine Ergebnisse zur Bedeutungs-differenz in der Forschungsdiskussion zur Kategorie Kausalität und stützt sie durch eine funktional-etymologische Analyse (Ehlich 1994) von *weil* und *because*.

Zusammenfassend weisen die Analysen Thielmanns „eklatante Differenzen hinsichtlich der Wissensbearbeitung beim Leser“ (188) zwischen *because* und *weil* nach; beide seien „funktional hochdifferent“ (235). Mithilfe von *weil* werde in spezifischen funktionalen Kontexten das für argumentative Schlüsselstellen entscheidungsrelevante Wissen so in den Text eingebracht, dass dieser für den Leser auf die Entscheidungsprozesse hin durchsichtig werde, die zu seiner Entstehung geführt haben. Ein Satzgefüge mit *weil* rufe sozusagen die mentale Vorgeschichte einer Handlung auf, es rekurriere auf einen als bekannt vorausgesetzten Wissenskomplex; *weil* werde dort eingesetzt, wo es gezielt um die Beförderung der Herstellung von Verstehen gehe. Insgesamt arbeitet Thielmann innerhalb seines Korpus fünf funktionale

Kontexte heraus, innerhalb derer *weil* verwendet werde: für die Fassung des argumentativen Ausgangspunktes, für das Realisieren/Bearbeiten von Einwänden, für die Lancierung eines Novums, für die Formulierung einer wissenschaftlichen Erkenntnis sowie für das Kategorisieren. *Because*, das im Korpus häufiger als *weil* vorkommt, habe eine wesentlich abstraktere Bedeutung; mit *because* würden daher auch sprachliche Handlungen vollzogen, wie sie in den deutschen Texten fast nicht vorkämen. Die Funktion von *because* sei es, Wissen argumentativ durch Profilierung am wissenschaftlichen Gegner durchzusetzen; es gehe nicht wie bei *weil* um die Entscheidungsrelevanz für die Sprechhandlungen im Hauptsatz, sondern um den dem wissenschaftlichen Gegner unterstellten Beweggrund; *because* kategorisiere ein Wissen damit als konzeptuellen Ausgangs- bzw. Endpunkt des Zurückfragens. Daher werde *because* auch stärker für lokale Argumentationsschritte eingesetzt, während *weil* den generellen Bezug zur Vorgeschichte herstelle. Formal stellt Thielmann fest, dass *because*-Belege weitaus häufiger als *weil*-Belege aktantengebunden (Aktanten = Autor, Quelle, andere Wissenschaftler, Untersuchungsgegenstand) auftreten.

Aus seinen Beobachtungen leitet Thielmann eine unterschiedliche Konzeption wissenschaftlichen Wissens im Englischen und Deutschen ab: Während deutsche Texte tendenziell einer Logik des Begriffs folgten (Wissen wird begrifflich stringent entwickelt), setzten englische Texte eher auf eine Logik des effektiven Überzeugens, auf argumentative Strategien wie die Profilierung am wissenschaftlichen Gegner durch das scheinbare Offenlegen der gegnerischen Motivationen (daher auch die englische Bezeichnung *academic rhetoric*).

Die Konsequenz dieser Ergebnisse für die wissenschaftliche Übersetzung ist für Thielmann, knapp formuliert, dass auch bei syntaktischer Möglichkeit und semantischer Angemessenheit die Übersetzung von *weil* durch *because* tendenziell funktional nicht adäquat ist.

Die letzte Ebene, die Thielmann in Kapitel 4 analysiert, ist die Wissensbearbeitung auf Wortebene, also die Untersuchung der Benennung und sprachlichen Bearbeitung des wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstandes. Das Tertium des Vergleichs ist, wie in Kapitel 2, der gemeinsame Zweck, aber im Gegensatz zur Analyse der Einleitungen werden die sprachtheoretischen Kategorien hier methodisch nicht aus dem Korpus selbst gewonnen, sondern durch eine begriffliche Betrachtung zur Funktionalität der Wortarten des Symbolfeldes und ihrer Rolle bei der Konzeptualisierung von ‚Gehalt‘. Dieses vierte Kapitel ist daher theoretisch und v. a. sprachtypologisch sehr breit angelegt, es holt weit aus und setzt sehr grundsätzlich an (Fragen zum Zusammenhang von Sprache und Benennen (Symbolisieren), zur Funktionalität der Hauptwortarten im Rahmen der Wissensbearbeitung), ehe es zur Untersuchung der sprachlichen Mittel des Korpus in Hinblick auf die Benennung, Konstituierung und Eingrenzung des wissenschaftlichen Erkenntnisgegenstandes kommt. Hierfür analysiert Thielmann in ausgewählten Korpustexten sich entsprechende Begriffspaare. Im Blickpunkt stehen dabei die Ausdrücke, mit denen man den wissenschaftlichen Erkenntnisgegenstand sprachlich verfügbar macht. Zunächst weist Thielmann – sprachtypologisch zu begründende – systematische Differenzen in der begrifflichen Konstituierung des Erkenntnisgegenstandes zwischen den englischen und den deutschen Texten nach, um dann darüber hinaus auch das Umfeld der analysierten Symbolfeldausdrücke sowie die Phrasenbildung zu analysieren. Thielmann kommt zu dem Ergebnis, dass das Englische „pure Symbolfeldausdrücke“ (Redder 2005), sog. *invariable words* (Sapir 1921), benutze, während das Deutsche in vergleichbaren Fällen deverbale Derivationen verwende, was eine unterschiedliche Konzeptualisierung des Erkenntnisgegenstandes mit sich bringe. Auch bei der Eingrenzung des Erkenntnisgegenstandes werde unterschiedlich verfahren: Wo das Deutsche auf das Mittel der Determinativkom-

position zurückgreife, dominiere im Englischen die Serialisierung symbolischer Prozeduren, der Begriff des restringierten Gegenstandes werde also durch eine Phrase realisiert (die z. T. zu einem Akronym verdichtet werde, was ihren begriffsnennenden Status anzeige). Hierdurch entstehe dem Schreiber lediglich ein minimaler prozeduraler Aufwand, jedoch sei dafür die Anforderung an die Deutungsleistung des Lesers auf Basis des Vorwissens enorm hoch, so dass dieses Verfahren nur bei als bekannt vorausgesetzten Wissenskomplexen möglich sei. In exemplarischen Untersuchungen der leserseitig notwendigen Prozesse bei der Verarbeitung von komplexen Nominalphrasen kann Thielmann nachweisen, dass die englischen Texte zwar (wegen des geringeren morphologischen Aufwandes und der Serialisierung als linearer Ableitbarkeit) auf der Oberfläche sprachlich einfacher als die deutschen wirkten, dass sie aber aufgrund der uneindeutigen Beziehungsstrukturen in komplexen Syntagmen leserseitig eine derart hohe Deutungsleistung erforderten, dass komplexe Zusammenhänge nur verstanden werden könnten, wenn der Leser bereits über ein begriffliches Vorwissen verfüge. Z. T. müsse der Leser sogar das begriffliche Vorwissen nutzen, zu dessen Aufbau beim Leser der Text aktuell gerade erst beitrage. Thielmann nennt englische wissenschaftliche Texte daher tendenziell hermetisch, da sie auf dem Einverständnis eines wissenschaftlichen Zirkels, einer wissenschaftlichen Schule aufbauten. Deutsche Texte seien hingegen zwar abstrakter, reflektierten auch die zeitliche Dimension des Erkenntnisgegenstandes und beinhalteten auch sehr komplexe Phrasenstrukturen, sie seien aber dennoch aus sich heraus verstehensanleitend, da in ihren strukturellen Bezügen eindeutiger. Die Möglichkeiten des Deutschen und Englischen auf Wort- und Phrasenebene verhalten sich den Ergebnissen Thielmanns nach also – aufgrund der sprachtypologischen Differenzen – konträr zueinander.

Die Konsequenzen hieraus für die wissenschaftliche Übersetzung sowie für das Englische als fremde Wissenschaftssprache und als *lingua franca* für die wissenschaftliche Kommunikation deutet Thielmann so, dass v. a. Übersetzungen ins Englisch problematisch seien, da die Mittel und Zwecke der englischen Wissenschaftssprache weit von denen der deutschen entfernt seien. Selbst die Rezeption englischer Texte sei schwer, wenn man nicht Teilnehmer des schulinternen wissenschaftlichen Diskurses sei. Die sonst zumeist für den deutschen Sprachraum postulierte Barriere zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gelte demnach ebenso für das Englische: Englisch sei für den interdisziplinären und gesellschaftlichen Wissens- und Wissenschaftstransfer wenig geeignet, da zu hermetisch.

Die Ergebnisse der drei Teilanalysen fasst Thielmann folgendermaßen zusammen: „Die im Englischen und Deutschen für die verschiedenen Zweckbereiche wissenschaftlicher Kommunikation genutzten Mittel und Verfahren verhalten sich also weitgehend alternativ zueinander.“ (319) Beide Sprachen hätten nicht nur differente Zugänge zu neuem Wissen, sondern verfügten auch über unterschiedliche Konzeptionen dessen, was als neues Wissen gelten könne:

Während deutsche Texte auf eine Rezeption hin konzipiert sind, in der eher dasjenige als neues wissenschaftliches Wissen akzeptiert wird, was begrifflich stringent entwickelt ist, scheinen englische Autoren Leser im Auge zu haben, die sich durch argumentative Strategien überzeugen lassen. Diese differenten Konzeptionen wissenschaftlichen Wissens gehen auch mit unterschiedlichen Darstellungsweisen einher: Einer deutschen, die tendenziell der Logik des Begriffs folgt, und einer englischen, die eher einer Logik des effektiven Überzeugens geschuldet ist, d. h. eine – an der Oberfläche wohlstrukturierte – *Causa* inszeniert, die vor dem aus den wissenschaftlichen Lesern bestehenden Gerichtshof der *community* durchgefochten wird. (312)

Für das wissenschaftliche Übersetzen und die Nutzung des Englischen als fremder Wissenschaftssprache und *lingua franca* fasst Thielmann seine Interpretationen wie folgt zusammen: Übersetzungen vom Englischen ins Deutsche seien unproblematischer als umgekehrt. Das Übersetzungsergebnis vom Englischen ins Deutsche könne eine zu geringe verstehensanleitende Dimension aufweisen; wirkliche Schwierigkeiten bei dieser Übersetzungsrichtung seien vermutlich v. a. im Bereich der Disambiguierung der Phrasengrenzen sowie der Satzverknüpfungen mit *because* zu erwarten. Vorlagen-nahe Übersetzungen aus dem Deutschen ins Englische seien hingegen „kaum möglich“, da der deutsche hermeneutische, musterwissensbasierte Einleitungstyp im Englischen dysfunktional sei, so dass Einleitungen für das Englische als lineare Orientierung im Wissen neu zu konzipieren wären; auch *weil* sei nicht problemlos mit *because* übersetzbar, und die Übersetzung der typischen deutschen deverbalen Ableitungen zur Benennung des Erkenntnisgegenstandes stellten ein großes Problem dar, da im englischen Text eine *common-sense*-nahe Motivierung und Entfaltung neuen Wissens verlangt werde, mit einer dann notwendigerweise folgenden ausführlicheren Motivation der neuen Benennungen. All dies verlange eine weitgehende Loslösung von der textuellen Mikro- und Makrostruktur des deutschen Ausgangstextes. Für eine gelingende Verwendung des Englischen als fremder Wissenschaftssprache sei aufgrund der Hermetik englischer Texte die Initiation des Schreibers in einen spezifischen Forschungszusammenhang eine grundlegende Voraussetzung.

Die Nutzung des Englischen als *lingua franca* – wie generell einer *lingua franca* für die Wissenschaft – stellt Thielmann darüber hinaus als schlichtweg unmöglich dar, da hier nur weitgehend muttersprachliche Strukturen reproduziert würden, die man in der *lingua franca* für die Zwecke der eigenen Darstellung jeweils neu erfinden müsste; als Konsequenz wären solche *lingua franca*-Texte nur unter Rückbezug auf die jeweilige Muttersprache verständlich.

Der Nachvollzug des weit verzweigten Analysegangs dieser vielschichtigen Untersuchung wird dem Leser durch eine klare Struktur und gute Leserführung erheblich erleichtert: Thielmann erklärt jeweils im Voraus, was er methodisch wie untersucht, er stellt den Analysen zentrale Ergebnisse als Vorabinformationen vorweg und zieht auf den unterschiedlichsten Analyseebenen Zwischenresümeees. Dieses Vorgehen führt zwar bisweilen zu erheblichen Redundanzen, doch stören diese wenig bzw. sind sogar hilfreich angesichts einer ansonsten insgesamt sehr komplexen, „dichten“ Darstellungsweise, die eine sehr genaue, aufmerksame Lektüre erfordert; die Wiederholungen schaffen Klarheit bezüglich der zentralen Ergebnisse und verhindern, dass diese im Meer der Details und der kleinschrittigen, akribischen Vorgehensweise und komplexen Argumentation untergehen und sich der Leser verliert.

Die Untersuchung Thielmanns ist damit eine theoretisch hervorragend fundierte, methodisch sorgfältige und profunde Arbeit, die sich einem oberflächlichen Querlesen und der Erwartung an schnelle, einfach zu erfassende Ergebnisse verweigert, dafür aber dem aufmerksamem Leser viele spannende theoretische Erkenntnisse und daraus abgeleitete praktische Hinweise für die Wissenschaftskommunikation im Englischen und Deutschen bietet. Insbesondere stellt die Arbeit eine wichtige Lektüre für all diejenigen dar, die glauben, die Publikationssprache eines wissenschaftlichen Aufsatzes beeinflusse nicht den Inhalt und den Aufbau des Leserverständnisses. Denn man kann Thielmann sicherlich ein implizites Plädoyer für die Veröffentlichung wissenschaftlicher Ergebnisse auf Deutsch bzw. in der jeweiligen Muttersprache unterstellen, zumindest solange man die englischsprachige Konzeption von Wissen und Wissenschaft nicht verinnerlicht hat; explizit wird zudem die Verwendung des Englischen als *lingua franca* in der Wissenschaft abgelehnt. •

### Bibliographie

- Ehlich, Konrad (1994): „Funktionale Etymologie.“ *Texte und Diskurse. Methoden und Forschungsergebnisse der funktionalen Pragmatik.* Hrsg. Gisela Brünner/Gabriele Graefen. Opladen: Westdeutscher Verlag. 68–84.
- Redder, Angelika (2005): „Wortarten oder sprachliche Felder, Wortartenwechsel oder Feldtransposition?“ *Wortarten und Grammatikalisierung. Perspektiven in System und Erwerb.* Hrsg. Clemens Knobloch/Burkhard Schaefer. Berlin/New York: de Gruyter. 43–66.
- Sapir, Edward (1921): *Language. An Introduction to the Study of Speech.* New York: Harcourt.

Dr. Christian Efing, PH Heidelberg,  
Institut für deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik, efing@ph-heidelberg.de

---

#### **Radegundis Stolze (2009): *Fachübersetzen – Ein Lehrbuch für Theorie und Praxis.***

Berlin: Frank & Timme. (Forum für Fachsprachenforschung Bd. 89). ISBN 978-3-86596-257-7, 420 Seiten.

Mit *Fachübersetzen – Ein Lehrbuch für Theorie und Praxis* legt Radegundis Stolze eine komplette Neuüberarbeitung der 1999 erschienenen und mittlerweile vergriffenen *Einführung in die Fachübersetzung* vor. Seit Jahrzehnten stellt die Fachübersetzung den größten Anteil am weltweiten Gesamtübersetzungsvolumen dar. Mit der fortschreitenden Globalisierung hat sich dieser Anteil weiter vergrößert. Gleichzeitig hat sich das Anforderungsprofil des Übersetzungsberufs grundlegend verändert. Kompetent zu übersetzen mag heute nicht mehr genügen: Kundenverständnis und Problemlösungsstrategien werden von Auftraggebern vorausgesetzt, Flexibilität und multiperspektivisches Denken sind Fähigkeiten, die die exzellenten Sprachkenntnisse von Übersetzerinnen und Übersetzern ergänzen müssen.

Diesem komplexen Anforderungsprofil versucht *Fachübersetzen – Ein Lehrbuch für Theorie und Praxis* gerecht zu werden. Ohne den Anspruch zu erheben, eine vollständige Übersetzungstheorie für die Fachübersetzung zu geben, werden in acht Kapiteln Übersetzungsprobleme mit Blick auf mehrere Sprachen, vornehmlich Deutsch, English, Italienisch und Französisch, anhand von Beispielen analysiert. Im neunten Kapitel finden Leserinnen und Leser eine umfassende Bibliographie.

Das erste Kapitel umreißt das Arbeitsfeld der Fachübersetzung. Grundsätzliche Fragen zum Qualifikationsprofil von Übersetzerinnen und Übersetzern, den Normen zur Abwicklung von Übersetzungsaufträgen und die Abgrenzung von Gemeinsprache und Fachsprache werden erörtert und durch die Diskussion gängiger Kommunikationsmodelle erweitert.

Das zweite Kapitel beginnt mit einer auf die aristotelische Logik zurückgreifenden Herleitung dessen, was ein Begriff ist, um sich in weiterer Folge dem translatorischen Problem zu widmen, das sich aus nichtdeckungsgleichen Begriffen bzw. Begriffssystemen in Ausgangs- und Zielsprache ergibt. Anhand eines Beispieltextes zur Inflation zeigt Stolze den Unterschied zwischen naturwissenschaftlichen bzw. technischen Termini und den Begriffswörtern der Geistes- und Sozialwissenschaft und diskutiert den Umgang mit der relativen „Vagheit“ von Begriffswörtern. In weiterer Folge werden Beispiele aus so unterschiedlichen Disziplinen wie den Wirtschaftswissenschaften, der Theologie oder den Rechtswissenschaften behandelt.

Bei der Übersetzung von fachsprachlichen Texten stehen Übersetzerinnen und Übersetzer häufig vor dem Problem, mit Begriffen und Termini konfrontiert zu sein, für die es in der